

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

48 (26.2.1931) Heimat und Wandern



Heimat und Wandern



Die Flucht in die Wälder

Die Jugend säunte den Winter an: „Verach!“
Nun schmilzt das Eis, die Stürme werden schwächer
Die Sonne öffnet ihren goldnen Fächer.
Die ersten Segler lauten über winterbreiten See.

Die Sonne schien nach langen Wochen mit Regen und Schnee und Sturm wieder einmal recht freundlich. In ihrer Wärme ahnte man nicht nur den Frühling, sondern spürte auch seine Nähe. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sich eine wahre Wälderwanderung über die Hochalpen wälzte. Und wenn es wirklich ein bewusster Wandertrieb wäre, der die Massen von Wintermetereisenbüchsen ins Freie führt, könnte der überzogene Wanderer und Naturfreund auf die Idee kommen, — aber so ruht dieser natürliche Instinkt bei der Mehrzahl im Unterbewußtsein und bleibt bei schlechten Witterungsverhältnissen unbeweglich — oder wird bei vielen schon in kurzer Zeit des Wanderns müde und schlapp.

Rechts und links von den sogenannten Sonntagsgängern (sobald sich eine Gruppe junger Menschen in bunter, schmuddeliger Wanderkleidung rascher vorwärts. Die Massen wurden mit der Zeit dünner. Viele schwenkten die Talwege ein, die wieder zurück zur Stadt führten. Immer luden in den einzelnen Höhenrestaurants leibliche Stärkung. Nur Wenige folgten der Jugend. Diese hat sich zu einer geschlossenen Marschtruppe vereinigt, die aus befeierter Seele flotte Schriten in den Sonnenhimmel schmettert:

Die Fiebel an die Seit getan,
Das Fährlein wohl voran,
Der weiten Ferne grüner Plan
Sobst hell zu leuchten an.

Am Schluß der Gruppe marschierten drei Genossen, die dem Altersunterschied nach, Vertreter von drei Generationen sind. Zunächst mal der Siebzehnjährige, den man so oft mit der Jugend wandern in die Welt. Die schneeweißen Haare verrieten wohl sein Alter, aber in seinem gleichmäßigen Marschschritt schwingt noch jodelnd jugendliche Frische. Der Andere, ein Mann in den fünfzigern, mit einem herrlichen Bild und verlässlichen Zügen schien seinem ganzen Wesen nach der Welt zu sein. Und nun der Dritte, Frohsinn lachte aus seinen leuchtenden Augen. Und doch — wenn man genauer schaute, konnte man trotz der Jugend — auch Ernst, Lebenserfahrung und Reife lesen. Wenn der Alte, mit seinem jungen Herzen ein Erlebnis seiner Jugendjahre zum Besten gab, blühte aus seinen Augen flammende Begeisterung.

Der Hochwald nahm die Eindringen auf. Zwischen Eichen und Buchen ist viel freier Raum. Ein herrliches Plätschen zum Spielen und Tansen. Die Jugend hat sich diesem gleich hingeeben. Die Drei, die den Schluß bilden, ließen sich auf einer Bank unter einem mächtigen Buche am Rande des Waldes nieder. Drinnen im Wald tröstliches Treiben. Unter der Buche herrschte tiefes Schweigen. Man merkte, daß jedem von den Dreien, was auf dem Herzen lag.

„Aber es ist ja, daß man vor ersten Disussionen seine Gedanken sammeln, sie ordnen, sie dann zu geschichteten Worten formt, damit das Gehörte klar ist und auch überzeugend wirken kann. — Dem Jüngeren suchte es schon in den Mundwinkeln: „Wir dünkt unsere Jugend wird immer mehr robuster — ich meine die in der Vergangenheit doch immer etwas gelockter hat, mehr auf die Seite geschoben, soll also einmal wertlos sein? — Denken wir doch aus die Zeit, wo man sich mit viel Liebe und Aufopferung mit Problemen, wie Himmel und Erdkunde befaßte, wo man eifrig studierte und wo man gerade bei solchen lehrreichen Wanderungen viele aufmerksame junge Menschen sehen konnte. Da war wirklich noch aktiver Naturfreundegeist vorhanden. Alle Sonntage konnte man solche Exkursionen durch Wälder und Berge treffen sehen. Und heute?“

„Durch die rebellierende Jugend werden diese Willensgebiete, die zu den ureigenen Aufgaben der Naturfreunde gehören und noch keineswegs erschöpft sind, verdrängt. Dafür schmeißt man sich Schlagwörter herum, wie Klassenbewußtsein und Klassenkampf, die die Gegensätze zwischen Alt und Jung noch mehr vergrößern und das familiäre, gemeindefähliche und friedliche Leben immer weiter von sich weichen lassen. — Dem Jungen juckte und juckte es an allen Nerven und Gliedern. Aufstrebend wollte er losbrechen und drückte ihn laut auf seinen Stirn. Mit einer eizernen Ruhe und überzeugenden Schlichtheit erwiderte der Greis das Wort: „Bei all den Diskussionen zwischen Alt und Jung, beim Suchen nach Gründen der Disharmonie, vergessen wir zunächst mal das Eine nicht — und das scheint mir ein sehr wichtiges Moment — daß der Krieg mit seiner vernichtenden Wirkung 2-3 Generationen hinweggefegt hat und demzufolge in den meisten Fällen, das natürliche Bindeglied zwischen Jung und Alt fehlt. Stellen wir weiter fest, daß es eine noch laßlicher Wert im Revolutionszeitalter der Jugend luden. Wenn wir endlich einmal verstehen lernen, den Grundlinien unserer Bewegung nach, die richtige Konzeption zu ziehen, dann werden wir die Klüft zwischen Alt und Jung zum Segen unserer Klasse — der Arbeiterklasse — überbrücken.“

Der Junge konnte sich jetzt nicht mehr halten. Die reiche Lebenserfahrung des Alten, die Art sich auszudrücken, schlug Feuer aus der Seele des jungen Menschen.

Das Diskutieren der drei hat das frohe Treiben der Jugend zum Schweigen gebracht. Dichtgedrängt umfanden sie die Straße und schied sich. Die Cimmigkeit der Gruppe kam auf dem Heimweg durch das befeuerte Singen von Kampfliedern lebendig zum Ausdruck.

Endlich! Die! Ein Sternlein blüht.
Stern, so bist du doch geboren.
Sternen rauschen ins Gebüht:
Früher, wir sind nicht verloren. Iris Saud.

Ueber „Pennen“

Daß die Zahl der unbeschäftigt Umherwandernden gegenüber früheren Zeiten beträchtlich angewachsen ist (sie kann auf Grund unge-nauer Schätzung mit 30 000 bis 50 000 Mann im Deutschen Reich kommen werden) mag in der seit Kriegsausbruch noch nicht vollstän-digen und anderen zeitgemäßen Ursachen begründet liegen.

(Eine Uebersicht über das gesamte deutsche Landvolkstum, welche von seinem Aufstehen absteht, wird die Einteilung derselben in drei Hauptgruppen ermöglichen: a) Strome, b) Herberauer, c) Loosigste.

Die erkrankte Gruppe stellt die schamlose Unterschicht dieser Gesellschaft dar.

Mit fast nie gereinigtem Körper in lehrigschmutziger Wäsche und schmutzigen Kleidern stehend, kampieren sie bei trockenen, warmen Nächten im Freien, während sie bei Frost, Schnee und Regen die häßlichen Obdachlosigkeitsanstalten in Anspruch nehmen.

Mit diesen Feststellungen sind wir aber auch schon bei den Herberauern zur Heimat angelangt. Sie wurden 1888 vom „Deutschen Hebervereine“ ins Leben gerufen, um dem evangelischen „Verein für innere Mission“ angegliedert, bieten dem Wanderer jenen für geistliches Entgelt ein reichliches Bett, einfache Kost und eine solide Hausordnung.

Am meisten Gegenstand zu dieser steht das von den Handwerks-leuten als „wilde Penne“ bezeichnete Fremden-Löge mit anständigem Gaß- und Saubetrieb. Hier gibt es bis in die tiefe Nacht zum Wachhalten anwesende tolle Nachwirkungen. Für den Einwan-dler der „Penne“ eine wahre Goldgrube, für die Loosigste aber die reinste Säuferbühne.

Beide Unterkunftsstätten haben übrigens den vom kulturellen Standpunkt aus überaus bedauerlichen Umstand gemeinlich, daß sie den arbeitslosen Wanderern mehrtagige, mehrwöchige, sogar mehrmonatige Unterkunftsstellen bieten. So wird die „wilde Penne“ zur wahren Brutstätte des Alkoholismus und des Verfalls.

Durch Umgestaltung der „Herberauer zur Heimat“ in mehrtagig einrichtete Wandererunterkünfte ließe sich diesem Uebelstand vielleicht mit gutem Erfolg entgegenwirken. Die Wandererunterkünfte, eine in einzelnen Teilen Deutschlands bereits bestehende Einrichtung, könnte auf das ganze Reich ausgedehnt und wie in nachfolgend angeführter Art verbessert werden.

Der des Abends zureichende Wanderer erhält gegen eineinhalb bis zweieinhalb tägige Arbeitsleistung Beherbergung und Verpflegung. Am zweit- bzw. drittbesten Tage wird er nach dem Mittagsessen mit ein paar Reitergroschen verabschiedet, worauf der sich zu der

nächsten, etwa zehn bis fünfzehn Kilometer entfernten Wanderer-arbeitsstätte begeben kann. Sehr schlechtes Wetter berechtigt zur Verlängerung des Aufenthalts oder zur Anweisung auf Eisenbahn-fahrt. Die dem Arbeitsbetrieb angehängte Wäscherei, Ausbessererei, Reparaturwerkstätte für Schuhe und Kleider, unterstützt von Spenden aus dem Publikum, ermöglicht dem armen Reisenden einmög-lichstlich Wäschewechsel, Instandhaltung und Erneuerung seines äußerlichen Habits.

Ständiger Kontakt der Wandererunterkünfte mit dem Arbeitsamt sorgt für Arbeitsbeschaffung im Ort und dessen Umkreis; rege Be-ziehungen der lokalen Arbeitsbehörde zu der Reichsarbeitszentrale vermitteln Arbeit nach allen Teilen des Reiches. Bei Arbeitsun-weisung nach weit entfernten Plätzen erhält der Wanderer freie Bahnfahrt und Bezahlung.

Urgeschichtliche Grabkultur

Von Franz Krüger.

Seit der Mensch als denkendes Kulturwesen die Erde bevölkert, ist ihm der Tod eine rätselhafte Grenze des Lebens gewesen, hinter der er ein anderes, unbekanntes Dasein vermutete. Es war ihm unfassbar, daß mit dem Tode das Leben ein absolutes Ende haben sollte. Je nach den Vorstellungen, die sich zu allen Zeiten die Menschheit von diesem Dasein nach dem Tode machte, behandelte sie ihre Toten, begrub oder verbrannte sie, statete sie mit den der herrschenden Meinung nach notwendigen Dingen für das Jen-seits aus.

Es soll hier keine Darstellung der ethnischen Grundlagen des Totenkult gegeben werden, hervorgehoben aber mag sein, daß seit den Zeiten, aus denen wir sichere Kunde menschlicher Kultur haben, der europäische Mensch seine Toten immer mit Liebe, Verehrung und Scheu vor dem Unbekannten, das ihm im Tode entgegen-trat, bestattete hat.

Immer auch ist es das Grab, die Uebersaube der letzten menschlichen Reize an die Erde, amens, das den Totenkult der Völker Europas bestimmt hat. Die Ausnahmefälle, in denen der Tote dem Wasser übergeben wurde, sind immer erzwungene gewesen; das Wasser vertrat dann Mutter Erde.

Die Toten, unter denen der Mensch den Toten in die Erde setzte, haben in den Jahrtausenden, seit die Erde bevölkert ist, oft gewechselt. Soweit wir bis jetzt wissen, ist die ursprünglichste Art der Bestattung die der Körperbestattung. In der Grotte von Le Moustier in Südkanien fand der Schweizer Hausler die älteste, bis jetzt bekannte Bestattung eines 16jährigen Knaben, der mit der rechten Gesichtshälfte auf einem Plaster von Feuerstein, einem „feinernen Kopfstein“, in Schlafstellung ruhte. Das Grab befand sich in der Wohnhöhle, Friedhof und Wohnstätte waren noch nicht getrennt, ein Brauch, der sich bis in die jüngere Steinzeit an einzelnen Orten erhielt. Der Mensch von Le Moustier lebte etwa 120 000 Jahre v. Chr. Man nennt diese Zeit das Paläolithikum, die Altsteinzeit. In jüngeren Schichten derselben Zeit wurden dann noch weitere ähnliche Bestattungen gefunden, die immer auf eine feierliche Bestattung schließen lassen; oft waren den Toten Schmuck-gegenstände aus durchbohrten Steinen und Muscheln beigegeben.

Das in den jüngeren Zeiten des Paläolithikums an manchen Orten schon andere Auffassungen vom Leben nach dem Tode ein-gedrungen waren, beweist eine merkwürdige Bestattung in der Ohnet-höhle bei Nordlingen. Hier fanden sich zwei Bestattungen, deren eine in Oer eingebettete Schädel enthielt, die andere sechs Schdel. Von den übrigen Körperteilen fanden sich nur einige ver-kohlte Knochenstücke. Es handelt sich hier offenbar um sogenannte Leibeistattung.

Die frühesten Bestattungen im Norden Europas stammen aus der Zeit der Küchenabfallbauten. Die Menschen kauften am Ufer des Meeres und hinterließen große Haufen von Abfällen ihrer Speisen, die in der Hauptsache aus Meeresfrüchten bestand. Auf diesen Haufen wählten sie, hier begraben sie auch ihre Toten, also immer noch in der Nähe der Wohnstätten. Die Toten lagen aus-gestreckt im Boden, einige Steine waren um sie gestellt. Es war die Zeit um etwa 8000 v. Chr., die mittlere Steinzeit oder das Mesolithikum.

War die Bestattungsart bislang immer eine verhältnismäßig einfache gewesen, waren die Leiden ohne besonderen Denkmalsbau oder äußere Kennzeichen der Erde übergeben worden, so ändert sich mit dem Beginn der jüngeren Steinzeit um etwa 5000 v. Chr. der Totenkult ganz wesentlich. Es entstehen die großen Grabbauten aus riesigen Felsen, die vereinzelt an manchen Stellen noch erhalten sind. Durch zwei einschneidende Bauelemente unterscheidet sich diese Bestattungsart von den früheren: es werden steinerne Häuser für die Toten gebaut, und über die Grabkammern werden Hügel auf-geworfen. Ob diese Bauelemente sich hier im Norden selbständig entwickelt haben, oder ob sie durch Völkerwanderungen oder Kultur-einflüsse von außen kamen, hat bis jetzt noch nicht festgestellt werden können. Große Grabkammern werden nur im Norden Europas und Deutschlands gebaut, aber auch in England, im Norden Frank-reichs, in Spanien, an den Nordküsten Afrikas und in Palästina. Schachbrett nimmt eine Wanderung der Steinmänner von Spanien der Küste entlang nach dem Norden an und erklärt den Bauele-menten so, daß die vom Südwesten kommenden, dem Tode des weichenen Geschlechtes folgenden Menschen an die oben genannten Höhlenbestattungen gewöhnt waren. Da sie im Norden keine Höhlen fanden, bauten sie künstliche Höhlen, eben jene Steinham-mer, und überhöhten sie mit Erde. So einschneidend der Gedanke ist, so oft ist ihm doch auch von anderen Forschern widerprochen worden. Es ist sehr gut möglich, daß sich die Anschauungen vom Leben nach dem Tode im Norden geändert haben. Vielleicht lebte sich im Denken der Völker die Furcht vor einem Wiederkommen der Toten fest. Man wälzt zuerst große Steine über den bestatteten Leichnam, um ihn an die Erde zu fesseln, daraus entständen schließlich die aus Steinen gebauten Kammern. In Südkanien (S. 1 a) hat man Grab der Steinzeit gefunden, in denen die Toten nicht ausgestreckt, wie im Norden, sondern in Hockerstellung beerdigt waren und erklärt diesen Aktus auch mit der Furcht vor einem Wiederkommen der Toten; die gekrümmte Hockerstellung soll daher rühren, daß der Leichnam gefesselt der Erde übergeben wurde. Andre erklären die Hockerstellung mit der Beerdigung in natürlicher Schlafstellung, als ewigen Schlaf der Toten. Wie auch diese Bestattungsformen erklärt werden mögen, immer ist zu beobachten, daß der Tote doch liehentlich der Mutter Erde übergeben wurde, denn immer gab man ihm Schmutz, Waffen oder Speise und Trank für den Weg ins Jen-seits mit. In den nordischen Steinzeitgräbern überwiegen die Waffen in den Gräbern, man wird sich also den Weg ins Jen-seits nicht gefahrlos bestat haben.

Von den mächtigen Steinmännern, die im Norden errichtet wurden, stehen noch eine ganze Anzahl. Sie zeigen verschiedene Form-

In den älteren Zeiten baute man kleine Kammern, die sogenannten Dolmen, in den jüngeren Zeiten, etwa von 3000-2000 v. Chr. die großen Ganggräber und die Steinflöhen. In der Harburger Land-schaft sind zahlreiche Hünenbetten der Ganggräberzeit erhalten, so die großen Gruppen bei Oldendorf (Amelingshausen), in Schierin-gen, im Kiederwald, die Kammern von Raven, Wesen und an vielen anderen Orten. Meist wurden in dieser Zeit große Kam-mer gebaut, um die ein langgestreckter Hügel aufgemortet wurde, der von mächtigen Steinen umstellt ist, die Hünenbetten. In ge-streckter Lage wurden die Leichen mit den Beigaben für das Jen-seits in den Kammern beigegeben. Diese Grabkammern waren eine Art Erbgräberstätte, man hat in Dänemark bis zu 100 Skelette in einer Kammer gefunden. Die am Ende der Steinzeit gebaute kleineren Kammern aus Platten, wie eine aus Holzhohle im Museum zu Lüneburg wieder aufgebaut ist, konnten nur noch wenige Leichen fassen. Sie leiten offenbar über zu dem Grabkult der Bronzezeit, der nur noch Einzelbestattungen kennt, allerdings oft zu mehreren in einem Hügel.

Die Steinmännern werden gegen Ende der Steinzeit immer kleiner und flüchtiger gebaut, zuletzt sind kaum noch Wände und Decke zu unterscheiden, wie in Bruchdorf. Der Furchtgedanke vor dem Wiederkommen des Toten scheint sich mit dem Beginn der Bronzezeit, also mit dem Aufsteigen der Kultur, zu verflüchtigen.

In der älteren Bronzezeit werden die Leichen anscheinend zwi-schen Brettern, oder sonstwie eingehüllt, der Erde übergeben und mit kleinen runden Feldsteinen umstellt und überschüttet. Oft be-steht ein solcher bronzezeitlicher Hügel ganz aus Feldsteinen, im Innern lag die Leiche. Es werden den Toten in der Hauptache Waffen beigegeben. Offenbar stellte man sich vor, daß der Weg nach Walhall erkämpft werden mußte. Bald aber, noch in der älteren Bronzezeit, wird die Bestattung der Leichen in Baumgräben im ganzen Norden Europas allgemein. Diese Baumgräben fanden auf kleinen Steinen, wurden oft auch noch mit solchen überschüttet. Überall auch in unserer Gegend sind diese Särge nachgewiesen. Und immer liegen sie in großen Erdhügeln, die wohl äußeres Denk-mal des Toten sein sollten. Von Verehrung und Liebe und Sorge um den Weg ins Jen-seits zeugen die oft reichen Beigaben. In den Frauengräbern bestehen sie immer aus reichem Schmud; die Frauen sollten schon erscheinen wie auf Erden.

Mit dem Ende der älteren Bronzezeit, um 1500 v. Chr., ändert sich offenbar die Anschauung vom Leben im Jen-seits grundfänglich, denn nun tritt im Norden eine ganz neue Bestattungsform auf: die Leichen werden verbrannt. Der neue Gedanke der Brandbestat-tung taucht zuerst in Frankreich und in Mitteldeutschland (Abri-ringen) schon in der Steinzeit auf und verbreitet sich rasch nach allen Richtungen. Opferfeuer gab es schon zur Steinzeit, aus ihm wird sich die Vorstellung Bahn gebrochen haben, daß durch die reinigende Kraft des Feuers die Vereinigung mit der Gottheit rascher vollzogen wurde. Und im Gefolge dieser neuen Vorstellung vom Jen-seits ändern sich nun auch die Bestattungsformen. Am Anfang wird der überkommene Bau des Grabes aus kleinen Feld-steinen beibehalten, zwischen die umrahmenden Steine wird aber nicht mehr der Baumstamm mit der Leiche gelegt, sondern die Leber-reste der an anderer Stelle verbrannten Leiche werden gesammelt und zwischen den Steinen ausgebreitet. Dann erst wird die Grab-höhlung mit Steinen geschlossen und der Hügel aufgemortet. Diese Leiberbestattung ist in Niederachsen an verstreuten Orten fest-gestellt, und ein solches Grab ist im Hofe des Lüneburger Museums wieder aufgebaut.

Aber schon um 1400 v. Chr. hat sich die Leichenverbrennung überall im Norden durchgesetzt und auch ihre endgültige Bestat-tungsform gefunden; die Leberreste des verbrannten Leichnams werden in einer Urne gesammelt, diese wird von Steinen umstellt und überdeckt und über dem Ganzen der Grabhügel aufgemortet. In der Bronzezeit sind die Hügel noch groß, allmählich werden sie kleiner.

Ogleich sich also die Grabform geändert hat, bleibt die alte Sitte der Grabbeigaben bestehen. Schmud und Waffen werden dem Toten für den Weg ins Jen-seits beigegeben, oft auch kleine Gefäße, die wahrscheinlich die Wegzebrung enthielten. Das bleibt auch so in der nun folgenden Eisenzeit, die etwa bei uns um 800 v. Chr. beginnt. Nur die Hügel werden kleiner, und da das Land in der Eisenzeit sehr stark besiedelt gewesen sein muß, werden die Bestattungen zu großen Friedhöfen vereinigt. Der Steinmantel um die Urnen mit den verbrannten Gebeinen wird gegen Erde der vorrömischen Eisenzeit in den Jahrhunderten v. Chr. immer kleiner und mangel-hafter, zuletzt verflüchtigt er und die Urnen werden frei im Sande beigegeben, in Friedhöfen vereinigt. Die Urnen werden mit großer Liebe und Kunst ausgebildet, eine Unmenge reicher und schöner Formen ergeben die Friedhöfe um Chr. Lassen wir den Stein-mantel der älteren Bestattungen als letzten Rest des Gedankens der Furcht vor einem Wiederkommen des Toten auf, so kann man die Bestattungen ohne Steinmantel der jüngsten Zeit als kulturellen Aufstieg zur Bekehrung von diesem Gedanken bezeichnen.

Die Leichenverbrennung erhielt sich bis in die Zeiten Karls des Großen, bis durch einen Erlass den Sachsen das Verbrennen der Leichen bei Todesstrafe verboten wurde. Vereinzelt kommen in der Römerzeit am Anfang unserer Zeitrechnung wieder Körperbestat-tungen vor, wie ganz in unserer Nähe das Langobardengrab von Marwedel, aber anscheinend blieb dieser Brauch nur beschränkt auf römisch erzogene Germanen, die die Körperbestattung von den Römern übernommen hatten. Allgemeine Sitte wurde sie nicht. Immer aber blieb bis zum Ende der Leichenverbrennung die für-sorgliche Sitte der Grabbeigaben, um dem Toten das Leben im Jen-seits zu erleichtern. Auch die Errichtung von Grabhügeln über dem Grab blieb allgemeiner Kult und hat sich ja bis heute erhalten.